



Band 5. Das Wilhelminische Kaiserreich und der Erste Weltkrieg 1890-1918
Hunger: Ernst Gläser, *Jahrgang 1902* (1928)

Sein Roman *Jahrgang 1902* machte den Romanautor, Herausgeber und Journalisten Ernst Gläser (1902-1963) zum Sprachrohr einer belasteten Generation. Bereits kurz nach seiner Veröffentlichung im Jahre 1928 wurde der Roman zum internationalen Bestseller. Er beschreibt die Erfahrungen eines Jungen, der zwar aufgrund seiner jungen Jahre nicht selbst im Krieg gekämpft hatte, aber dennoch alt genug war, um die aus dem Krieg resultierende soziale Orientierungslosigkeit und materielle Entbehrung zu durchleben. Damit illustriert der Roman sehr deutlich die ablehnende Haltung der deutschen Jugend gegenüber den „verfehlten“ Wegen und Werten der älteren Generation sowie ihre Sehnsucht nach Sinnhaftigkeit und einer neuen Richtung. Unter den Nationalsozialisten fiel das Buch 1933 der Bücherverbrennung anheim, vor allem wegen seiner pazifistischen „Tendenzen“ und sexuellen Explizitheit – nicht zu vergessen zudem die Sympathie des Autors für die Linke. (Wobei Gläser später ironischerweise ein überzeugter Konservativer wurde, den die Nationalsozialisten „rehabilitierten“ und als Herausgeber beschäftigten). Der folgende Auszug beschreibt das Leid, das der Erste Weltkrieg verursachte, insbesondere die ihn begleitende Lebensmittelknappheit. Hunger wurde zu einer überwältigenden Lebensrealität an der Heimatfront, und vielseitige Wurzelgemüse wie die Rübe avancierten zu einem Kernbestandteil der meisten Mahlzeiten.

„Das wird ein harter Winter werden“, seufzte meine Mutter an einem dieser Tage, als Kathinka das Essen auf den Tisch stellte. Es bestand aus einigen Scheiben speckfreier Wurst, zierlich geschnitzelten Rüben, die durch eine dünne Soße zusammengehalten wurden, und aus drei Kartoffeln pro Kopf. Das Brot ließ sich sehr gut zum Modellieren von Männerchen verwenden. Es war wie Lehm.

Wir saßen abwartend, fast betend vor diesem Essen. Vielleicht dachten wir, es würde durch ein Wunder nach unseren Wünschen verändert. Während ich apathisch und lustlos meine Serviette entfaltete – denn wir aßen schon seit Monaten fast jeden Tag das gleiche –, legte meine Mutter ihre Hand in meinen Nacken, strich mir fast furchtsam über die Haare und sagte leise und undeutlich: „Ich kann nichts dafür . . . morgen bekomme ich vielleicht ein paar Eier und Fleisch . . . sei nicht so traurig . . . vielleicht bekomme ich auch weißes Mehl . . .“ Sie weinte.

„Aber Mutter,“ log ich sie an, „das schmeckt mir sehr gut, aber natürlich, das wär' doch noch mal schöner“, packte den Löffel und tauchte ihn mit begeistertem Schwung in die blassen Rüben.

Da fiel mir Kathinka, die seit Kriegsbeginn mit uns am Tisch essen durfte, in den Arm, sah mich strafend an und faltete die Hände.

Wir setzten uns steif in die Stühle, und während auf der Straße eine Kompanie neuer Rekruten in befohlenem Gesang nach den Schießplätzen marschierte, betete ich laut und trotzig: „Lieber Herr Jesus, sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast.“

Von dem Broteller leuchtete in roten Buchstaben der Spruch dieses Jahres: „Besser K-Brot als kein Brot . . .“

Dann beugten wir still unsere Köpfe über das Gericht.

Kathinka schenkte mir ihre Kartoffeln, meine Mutter zwei Scheibchen Wurst. Danach mußte ich mich hinlegen, damit das Essen anschlüge.

Kathinka aber wurde gebeten, nächsten Sonntag zu ihren bäuerlichen Eltern nach Oberfranken zu fahren und Butter zu holen. Meine Mutter schenkte ihr dafür eine ihrer schönen Blusen und für ihren alten Vater, der gern Bücher las, drei Bände Felix Dahn: „Der Kampf um Rom“.

„Danke schön“, sagte Kathinka und wischte sich vor Freude die Hände mit der Schürze, an deren Tasche ein schwarz-weiß-rotes Fähnchen gestickt war. „Ha! i bring schon die Butterwecken heim – miich verwische se net ..!“ Sie meinte damit die Feldgendarmen, die seit einem Monat an den Bahnhöfen standen und jeden ankommenden Passagier auf verbotene Lebensmittel untersuchten. Wir vertrauten Kathinka, denn wir wußten, wohin sie die Butterwecken versteckte. In ihre wollenen Pumphosen.

Soweit ging die Schamlosigkeit des Kriegs noch nicht, daß die Gendarmen auch dorthin greifen durften.

Der Winter blieb hart bis zum Ende. Der Krieg begann über die Fronten zu springen und ins Volk zu stoßen. Der Hunger zerstörte die Einigkeit, in den Familien bestahlen sich die Kinder um ihre Rationen. Augusts Mutter lief jeden Tag zweimal in die Kirche, sie betete und magerte ab; was ihr an Essen zustand, verteilte sie bis auf ein Minimum unter August und seine Geschwister. Bald sprachen die Frauen, die in grauen Schlangen vor den Geschäften standen, mehr von dem Hunger ihrer Kinder als von dem Tod ihrer Männer. Der Krieg wechselte seine Sensationen.

Eine neue Front entstand. Sie wurde von Frauen gehalten. Gegen die Entente der Feldgendarmen und unabkömmlichen Kontrolleure. Jedes erschlichene Pfund Butter, jeder bei Nacht glücklich geborgene Sack Kartoffeln wurde in den Familien mit der gleichen Begeisterung gefeiert wie vor zwei Jahren die Siege der Armeen.

Bald schickten manche Väter, die in fruchtbaren Gegenden standen und der feindlichen Bevölkerung gegenüber die Macht der Requisition hatten, durch Urlauber nahrhafte Pakete an ihre Familien. Verwalter von Lebensmitteldepots, Ratsschreiber, die Brotkarten ausgaben, Bauern, die starkes Vieh und gute Äcker besaßen, wuchsen zu Instanzen, denen man sich näherte wie früher hochgestellten und reichen Verwandten. Wenn wir in eine Bauernküche traten, in der in breiten Eimern frische Milch stand oder ein Schinken im Rauchfang schaukelte, überkam uns dieselbe Scheu wie August und seine proletarischen Kameraden, als sie vor Jahren einen bürgerlichen Salon sahen oder ein Klavier.

Eigentlich gefiel uns diese Veränderung, denn sie weckte unseren Abenteuertrieb. Es war sehr schön und gefährlich mit verbotenen Eiern aus den Bauernhöfen zu schleichen, sich ins Gras zu werfen, wenn ein Gendarm auftauchte, und die Minuten nach den Herzschlägen zu zählen.

Es war wunderbar und erhaben, diesen Gendarmen zu übertölpeln und nach glücklichem Siegeslauf von seiner Mutter als Held gefeiert zu werden.

Quelle: Ernst Gläser, *Jahrgang 1902* (1928). Berlin, 1931, S. 290-93.